

Tim Frühling hat 1994 direkt nach dem Abitur als Moderator beim Lokalradio angefangen. Mittlerweile arbeitet er seit fast zwanzig Jahren beim Hessischen Rundfunk für verschiedene Radiowellens und als Wetterpräsentator im hr-Fernsehen und der ARD.

TIM FRÜHLING

Der Kommissar mit Sonnenbrand

GRAN CANARIA KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Rache ist Eingeständnis des Schmerzes.

Seneca

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: Sabine Lubenow/Lookphotos

Umschlaggestaltung: Franziska Emons, Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Susann Säuberlich, Neubiberg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2017

ISBN 978-3-7408-0177-9

Gran Canaria Krimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt
durch die Agentur Brauer, München.

In diesem Augenblick nervte Professor Dr. Norbert Fabricius so gut wie alles. Lara und Felix, seine beiden Kinder im Grundschulalter, zeigten mal wieder keinerlei Engagement, sich um den Hund zu kümmern, das Au-pair-Mädchen hatte einen freien Tag – und seine Frau war mit ihren Lions-Damen zusammen und organisierte irgendeinen Spendenquatsch. Also blieb es an ihm hängen, mit diesen entwürdigenden schwarzen Tütchen dem Mischlingsrüden hinterherzulaufen, Hinterlassenschaften einzusammeln und die Reviermarkierung abzuwarten.

Fabricius musste zugeben, dass auch er sich seinerzeit in den Welpen verliebte, den seine Kinder im Tierheim entdeckt hatten, aber die Entwicklung des Tieres war aus seiner Sicht mehr als bedenklich. Der Hund ekelte sich ganz offensichtlich vor Matsch und Schmutz, aß nur Futter mit Fisch und schmuste heimlich mit Katzen. Lara hatte das herausgefunden, fotografiert und fand es total »süß«. Ihr Vater fand es in erster Linie unmännlich, genau wie das Aussehen des gesamten Tieres: zentimeterlange Wimpern, lockige Haarpuscheln an den Ohren und dieser tänzelnde Gang. Zu allem Überfluss waren Lara und Felix nicht davon abzubringen gewesen, diese Travestie-Karikatur von einem Hund »Poppy« zu nennen.

Nun musste der femininste Rüde Nordhessens also Darm und Blase entleeren und wurde von seinem Herrchen deswegen kurzerhand an den Edersee verfrachtet. Fabricius wusste zwar, dass Poppy lieber einen Schaufensterbummel auf der Bad Wildunger Brunnenallee gemacht hätte, aber erstens wurde der Professor dort ständig von Patienten mit orthopädischen Wehwehchen belatschert, und zweitens bestand am See vielleicht doch noch die Möglichkeit, dass der Köter irgendwann einen Buddel-, Grab- oder Wühltrieb entwickelte. Außerdem

bot Hessens größter Stausee in diesen Tagen mal wieder ein Naturspektakel. Nach wochenlanger Trockenheit war der Wasserstand so niedrig wie selten zuvor, direkt unterhalb des Waldecker Schlosses konnte man von der Südseite zwei gewaltige Höcker betreten, die sonst im Wasser lagen oder nur als Inseln herausragten.

Nachdem der Professor dort ein wenig in der Sonne gesessen und Poppy interessiert die Paillettentasche einer anderen Spaziergängerin beschnüffelt hatte, entschied er sich, den kleinen Umweg über den Kletterwald und die Felder zurück zu seinem Parkplatz an der Staumauer zu machen. Wer wusste schon, wie viele sonnige Tage der September noch bringen würde?

Poppy anzuleinen war völlig unnötig. Er hatte eh nicht vor, den betonierten Weg zu verlassen. Fahrradfahrern wich er grazil aus.

Genau in dem Augenblick, als Professor Fabricius den morgigen OP-Plan auf seinem Smartphone checken wollte, passierte etwas völlig Ungewöhnliches. Sein Hund schlug sich ohne Vorwarnung ins Gebüsch, hechtete den steilen Hang hinab und kam erst vor einem kleinen Felsen zum Stehen, der normalerweise metertief im Seewasser lag. Verärgert steckte Fabricius sein Handy weg, drückte ein widerspenstiges Gestrüpp beiseite und stellte sich an die Abbruchkante des Sees.

»Poppy, komm wieder hoch, hörst du? Poppy! Sei ruhig und komm hierher!«

Nichts davon tat der Mischling. Er stand vor dem Felsen und kläffte in die Restfluten des Edersees hinein. Sehr seltenes Verhaltensmuster, sonst gab der Hund so gut wie keinen Ton von sich. Deswegen fiel dem Professor auch jetzt erst wieder auf, wie hell das Gebell des Tieres in Relation zu seiner Körpergröße war.

»Poppy, bei Fuß! Das ist zu steil, Herrchen kommt da nicht runter!« Na gut, das stimmte jetzt nicht ganz, Herrchen *wollte*

da nicht runter, und Herrchen wollte auch nicht mehr diesen albernen Namen und das Wort »Herrchen« rufen.

»Och, Poppy, jetzt hör doch auf, los, hoch mit dir!« Fabricius nestelte einen Hunderiegel aus seiner Jackentasche, packte ihn aus und fuchtelte damit herum. »Hier, Alaska Salmon, deine Lieblingssorte. Poppy! Lachs!«

Nichts zu machen. Das störrische Vieh stand, kläffte und wich nicht von der Stelle.

Seufzend steckte Professor Fabricius den Riegel wieder ein, roch angewidert an seiner Hand und begann, in kleinen Schritten die Böschung hinabzuklettern. Immer wieder musste er sich abstützen, der Hang war doch steiler als gedacht.

Zwischendurch versuchte er es noch ein paarmal mit einem halblauten »Poppy«, aber er hatte den Glauben schon aufgegeben, dass die Töle freiwillig von dem Felsen ablassen würde.

Gute zwei Stunden später tauchten mehrere Hochleistungsscheinwerfer die Szene in ein gespenstisches Licht. Es war mittlerweile dunkel geworden, die Wärme des Tages gewichen. Aus dem Wald drang ein Motorengeräusch, das auf ein angestregtes Navigieren eines großen Fahrzeugs auf einem viel zu engen Weg hindeutete. Das musste der Spezialkran sein, den die Polizei aus Fritzlar angefordert hatte.

Fabricius hatte sich bei seiner Familie telefonisch abgemeldet, denn jetzt wollte er auch bis zum Schluss mitbekommen, was hier geschah. Er war es schließlich, der die Beamten verständigt hatte, nachdem sein »ausgebildeter Spür- und Fährtenhund«, wie er Poppy bei der Vernehmung bezeichnet hatte, ein rotes Stück Blech im See angebellt hatte.

»Sie können ruhig nach Hause gehen, Herr Fabricius, wir werden Sie morgen darüber verständigen, was wir aus dem See gefischt haben«, schlug ein Polizist vor, der von diesem

Angebot unübersehbar am liebsten selbst Gebrauch gemacht hätte. »Ihre Aussage liegt uns ja vor.«

»Nein, nein, ich habe morgen Spätdienst, und jetzt wollen Rex und ich ja auch wissen, was wir da entdeckt haben.« Der Professor hatte sich entschieden, den Namen seines Hundes ein wenig in seine Geschmacksrichtung zu modifizieren, denn ein ausgebildeter Spür- und Fährtenhund hieß schließlich nicht Poppy.

Der Beamte zuckte kurz mit den Schultern, murmelte irgendetwas und gesellte sich zu seinen Kollegen, die auf dem schmalen Weg eine geeignete Stelle für den Kranwagen suchten. Es dauerte eine kleine Ewigkeit, bis der Koloss die richtige Position eingenommen und seine Abstützträger ausgefahren hatte.

Fabricius schlenderte zu den Beamten, Poppy hatte sich derweil für ein Nickerchen entschieden.

»Weswegen wollen Sie das Ding denn unbedingt noch heute aus dem See ziehen? Wäre das morgen bei Tageslicht nicht wesentlich einfacher?«

Der missmutige Polizist von eben zündete sich eine Zigarette an. »Wir müssen so schnell wie möglich klären, was da genau liegt«, antwortete er, nachdem er den Rauch des ersten Zuges ausgestoßen hatte. »Es wird wohl ein Auto sein. Kleinwagen, wenn Sie mich fragen. Limousinen werden selten in Rot gekauft. Kann sein, dass der schon seit Mai im Wasser ist. Die Kollegen auf dem Revier haben eine Anzeige aus dem Frühjahr gefunden, da ist oben am Brühlfeld die Schranke beschädigt worden. Vielleicht von dem Kandidaten, den wir da gleich rausholen.«

Wie aufs Stichwort grollte ein dumpfes Brummen aus dem Autokran, gefolgt von einem Quietschen des Hakens. Der Professor und die Beamten versammelten sich neugierig an der Abbruchkante und beobachteten, wie langsam immer mehr von dem Auto auftauchte.

Ein älterer Polizist mit Schnäuzer dozierte: »Roter Honda

Jazz, älteres Baujahr. Kennzeichen fehlen. Ziemlich verbeult, möglicherweise durch den Sturz in den See oder den Schrankendurchbruch. Ludger, leuchte mal in den Innenraum!«

Ein anderer Beamter richtete eine massive Taschenlampe ins Innere des Wagens. Fabricius hielt die Luft an. Bitte keine Wasserleiche. Das war in etwa das Widerlichste, was man sich vorstellen konnte.

»Auf den ersten Blick leer«, kommentierte der Schnauzbärtige, und Fabricius meinte, aus der Aussage eine gewisse Erleichterung herauszuhören.

»Bringt gar nichts, die Nummernschilder abzuschrauben«, wandte sich der wortführende Beamte an Fabricius. »Über die Fahrgestellnummer finden wir den Halter eh heraus. Aber das ist dann polizeiliche Ermittlungsarbeit, die Sie nichts angeht.« Der Polizist zwinkerte kumpelhaft. »Vielen Dank für Ihren Einsatz, Herr Professor, ich würde Sie bitten, jetzt nach Hause zu gehen. Und natürlich noch mal ein großes Lob an Ihren gut erzogenen Spürhund. Wie heißt er noch gerade?«

»Rex, mein Hund heißt Rex«, sagte Fabricius und trat mit Poppy den Heimweg an.

Auf Spanisch lässt es sich herrlich fluchen, meist allerdings einen ganzen Zacken derber als auf Deutsch. Viele sehr, sehr unschöne Wörter stieß Alfonso Suárez aus, der schwitzend hinter einem unaufgeräumten Schreibtisch saß und zur Nervenberuhigung gerade den dritten Honigrum in sich hineingekippt hatte.

Schon drei Kunden hatten sich bei »Don Alfonsos Pizza-Express« über die ausbleibende Lieferung beschwert, darunter ein Kindergeburtstag, der auf vier unterschiedlich belegte Pizzen in der Größe sechzig mal vierzig Zentimeter wartete. Und alles lag mal wieder an Diego, diesem unzuverlässigen Lummel. Der Junge sah einfach zu gut aus für diesen Job,

das konnte nur Ärger bringen. Blond und blauäugig, völlig untypisch für einen *canario*, aber mit der Bräunungsfähigkeit eines Südländers und dem Lächeln eines Zahnpasta-Models. Er war der Trinkgeldkönig unter den Auslieferungsburschen, es gab Kundinnen, die bei der telefonischen Bestellung explizit ihn als Lieferanten verlangten.

Alfonso wuchtete sich von seinem Schreibtisch hoch und wankte in die Backstube. »Juan, wann hat dieser Knilch den Laden verlassen, das ist doch jetzt schon fast zwei Stunden her, oder? Leg nicht so viel Oliven auf die Pizza, das kostet alles mein Geld, hörst du?«

Der Pizzabäcker verdrehte die Augen, warf die restlichen Oliven zurück in die Dose und kontrollierte die Bestellzettel. »Jaja, zwei Stunden sind realistisch, zwei Margherita in die Calle la Centrifuga, eine Lasagne für den Marktleiter im »Mercadona«, die vier Partypizzen für den Geburtstag und eine Thunfisch mit Zwiebeln in die Calle Guatemala. Alles in allem keine zehn Kilometer, auch wenn die letzte Adresse ziemlich am Stadtrand von Vecindario liegt.«

Alfonso schnappte Juan die Zettel weg und setzte seine Lesebrille auf, die, von einem dünnen Bändchen gehalten, auf dem ausufernden Bauch des Lieferservice-Inhabers ruhte. »Aber dafür kam die Bestellung aus der Guatemala zuerst rein. Und das ist der einzige Kunde, der sich noch nicht beschwert hat. Diego geht nicht ans Handy. Es wird unserem Schönling doch nichts passiert sein nach der ersten Auslieferung?«

Juan streute unter den Augen seines Chefs sparsam Käse auf zwei weitere Pizzen. »Bestimmt nicht, er ist der einzige von den Jungs, der auf dem Roller einen Helm trägt. Und er fährt wie eine Schnecke in Rente, bestimmt aus Angst um sein schönes Gesicht.«

Alfonso knurrte. »Trotzdem, das gefällt mir alles nicht. Der Kunde aus der Guatemala war auch nicht in unserer Datenbank. Wo ist Pablo?«

»Der macht eine Lieferung nach Agüimes und dann Feierabend. Es war nicht so viel los heute.«

Alfonso legte die Bestellzettel beiseite und ließ die Brille mittels einer routinierten Nasenbewegung zurück auf seinen Bauch gleiten. »Nicht viel los gefällt dem Chef nicht. Ich gehe das faule Aas jetzt suchen und ziehe ihm die Hammelbeine lang, wenn ich ihn irgendwo rumlungern sehe.«

Vecindario war kein Ort, in den sich Touristen auf Gran Canaria verirrt. Durch seine günstige Lage zwischen dem Flughafen und den Touristenzentren im Süden der Insel war die Urbanisation in den letzten Jahrzehnten auf fast sechzigtausend Einwohner angewachsen. Außer ein paar guten Geschäften gab es kaum Sehenswürdigkeiten zwischen dem ganzen Beton in den schachbrettartig angelegten Straßenschluchten.

Trotz seiner Größe war der Ort keine eigenständige Gemeinde, sondern wurde vom Bergdorf Santa Lucía de Tirajana aus verwaltet, das sich über die üppigen Einnahmen aus der Ebene natürlich freute und keine großen kosmetischen Auflagen beim Bau von Vecindario gemacht hatte.

»Don Alfonsos Pizza-Express« versorgte seit mehr als zwanzig Jahren Spanier, die von Tapas und Paella genug hatten – oder nach ihrem Job als Kellner, Zimmermädchen oder Busfahrer schlicht keine Lust mehr aufs Selbstkochen empfanden. Der Laden lief erfreulich krisenunabhängig, für die schnelle Sättigung im unteren Preissegment war wohl immer noch genug Geld da.

»Jetzt fahr doch endlich zu, du Lahmarsch!« Alfonso quälte sich hupend durch den Feierabendverkehr, es war mittlerweile dunkel geworden. Er hatte ein schlechtes Gefühl, was Diego anging. In der Calle Guatemala gab es nichts, was den Jungen von seiner Lieferung hätte ablenken können. Ein Unfall wäre mehr als ungünstig gewesen, schließlich beschäftigte Alfonso

seine Ausfahrer in einem zwielichtigen Anstellungsverhältnis ohne Krankenversicherung. Und die Dreistigkeit, sich mit ein paar *chicas* im Café zu treffen, während in der Thermobox die Pizzen vor sich hin dampften, traute Alfonso nicht mal diesem Schönling mit den Flausen im Kopf zu.

Nach einer knappen Viertelstunde erreichte er die angegebene Lieferadresse. Stöhnend stieg er aus seinem Seat aus und ging auf das Haus zu. Wie in Spanien üblich, waren keine Namen an den Klingeln angebracht. Die Thunfisch mit Zwiebeln war für den zweiten Stock rechts in einem recht neuen Mehrfamilienhaus bestellt worden. Kurzerhand klingelte Alfonso.

Nichts rührte sich.

Nach einigen Sekunden drückte er den Knopf erneut und ging ein paar Schritte zurück, um zu überprüfen, ob in der betreffenden Wohnung das Licht an war.

Alles dunkel.

So langsam bekam er es mit der Angst zu tun. Er rückte sein Handy und rief im Laden an. »Juan, hast du irgendetwas gehört von Diego? Ich stehe vor dem Haus in der Guatemala, wo die erste Pizza hinsollte, aber hier ist niemand.« Während er sprach, lief er an den Autos entlang, die an der rechten Straßenseite parkten. Dahinter trennte ein rostiger Eisenzaun die Siedlung von unbebautem steinigem Ödland ab.

»Nein, *Jefe*, hier gibt es keine Neuigkeiten. Ich könnte die anderen Jungs mal anrufen und fragen, ob Diego derzeit ein Mädchen hat. Vielleicht weiß die ...«

»Scheiße, verdammte, hier steht sein Roller. Zwischen zwei dicken Autos, den habe ich vorhin nicht gesehen. Bleib dran, Juan, ich schaue nach, ob der Rest der Ware noch in der Box ist.« Alfonso hob den Deckel der roten Warmhaltebox hoch. Eine kleine Wolke verdampfte im gelblichen Licht der Straßenlaternen. »Alles noch drin, oh mein Gott, Juan, ich habe ein ganz schlechtes Gefühl.«

Alfonso drückte sich an Diegos Roller vorbei auf ein Kies-

bett am Straßenrand, in dem vor dem Zaun ein paar gedrungene Palmen wuchsen. Er vergaß das Telefonat und blickte sich suchend um, ob hinter den Bäumen irgendetwas zu sehen war.

Was war das dahinten denn Rotes? Bitte nicht Diegos Jacke, bitte, bitte nicht.

Alfonso rannte über den knirschenden Kies und wollte nicht wahrhaben, was immer näher in sein Blickfeld kam. An einem der mächtigen Palmstämme, von der Straße abgewandt und durch Autos verdeckt, lehnte Diego, der Kopf war ihm auf die Brust gefallen, in seiner Jacke zwei blutverkrustete Einschusslöcher.

Alfonso sank auf die Knie und stieß einen markerschütternden Schrei aus.

Elena Jiménez zählte Geld und grinste. So gut wie in den letzten Wochen war ihre kleine Bäckerei an der Hauptstraße von Fataga noch nie gelaufen. Früher war sie an erfolgreichen Tagen knapp hundert Brötchen losgeworden, dazu ein paar süße Teilchen und einige Becher Kaffee aus der röchelnden Maschine, die sie vor ein paar Jahren aus der Insolvenzmasse einer Eisdielen in Playa del Inglés erstanden hatte. Mittlerweile lieferte sie allein die doppelte Anzahl an Vollkornbrötchen in drei Hotels am Meer und belegte danach im Akkord.

Toto hatte genau den richtigen Riecher gehabt: Fast alle Urlauber, die sich unten in den Touristenzentren einen Mietwagen nahmen, quälten sich die kurvige Straße durchs Tal von Fataga hoch ins »unentdeckte« Gran Canaria, liefen dreißig Minuten vom Parkplatz zum Roque Nublo und kamen sich danach wie die größten Abenteurer vor. Natürlich mussten sie sich vor dieser sportlichen Spitzenleistung mit dem entsprechenden Catering eindecken – und hier kam Totos Idee ins Spiel. Er hatte Elena vorgeschlagen, gefüllte Empanadas,

Knusperstangen und fertig belegte Sandwiches ins Sortiment aufzunehmen, eben alles, was ein Wanderer gut gebrauchen und bequem an der Durchgangsstraße mitnehmen konnte.

Zuerst war Elena von den Leuten im Dorf verlacht worden für ihre großen Werbeschilder, die auf das neue Angebot hinwiesen. Allen voran von Gonzalo Castro, ihrem großen und einzigen Bäckerkonkurrenten im kleinen Fataga. Aber seit vor ihrem Laden kein Parkplatz mehr zu bekommen war und Gonzalo immer mehr von seinen trockenen weißen Schrippen unverkauft wegwarf, war der Spott einer gewissen Bewunderung gewichen.

Leider blieben auch Feindseligkeiten nicht aus. Allzu offensichtlich war es, dass der neue Erfolg ihres Geschäfts auf die Innovationen von Toto zurückging. *El extranjero*, der Ausländer, wurde er verächtlich von Gonzalo und seinen Kumpels genannt. Aber an der Seite ihres starken Freundes aus Deutschland hielt Elena die Missgunst aus und amüsierte sich mit ihm sogar darüber.

Es war gut zwanzig Jahre her, dass Toto in ihr Leben getreten war. Er hatte als junger Mann seinen Urlaub in einer der riesigen Bettenburgen an der Küste verbracht, sie war im letzten Ausbildungsjahr zur Bäckerin genau in diesem Hotel angestellt gewesen. Als Elena eines Morgens die Brötchenkörbe am Frühstücksbüfett nachfüllte, sprach der Gast aus dem fernen Deutschland sie einfach an. Beide beherrschten nur wenige Worte in der Sprache des anderen, die junge Bäckerin verstand aber, dass der große Mann mit diesen interessanten Sommersprossen in seiner Heimat wohl denselben Beruf ausübte wie sie. Kurzerhand schlug sie ihm vor, am nächsten Tag die hoteleigene Backstube zu besichtigen. Er revanchierte sich mit der Einladung zu einem Drink auf neutralem Boden außerhalb des Hotels.

Aus dem Treffen wurde eine kleine Affäre, die sechs Tage später mit Totos Heimreise recht abrupt beendet wurde. Allerdings blieben sie auch danach in Kontakt, Elena lernte

ein wenig Deutsch, und Toto kam sie in den Jahren darauf drei Mal besuchen. Beide hatten in ihrer jeweiligen Heimat zwischendurch auch andere Beziehungen, aber in den Single-Phasen dazwischen sprach ja nichts dagegen, gemeinsam ein bisschen Spaß zu haben.

»Irgendwann«, sagte Toto immer zu Elena, »irgendwann komme ich zu dir in den Süden, wir backen knackiges Brot mit Sauerteig und Roggen und machen richtig Geld.«

Es hatte wie eine dieser Spinnereien geklungen, die man im Urlaub manchmal entwickelt, aber nun war er tatsächlich da! Keine Lust mehr auf seinen Job in der Großbäckerei und auf das wechselhafte Wetter in Deutschland, hatte er ihr am Telefon gesagt. Und sie hatte nicht lange gezögert, ihm anzubieten, bei ihr zu wohnen und im Geschäft mit einzusteigen.

Um ein Gespräch über den konkreten Status ihres Zusammenlebens hatten sich beide bisher erfolgreich herumgedrückt, aber Elena war momentan der Spaß wichtiger, ihre kleine Bäckerei mit familiärer Tradition aus dem Dornröschenschlaf zu wecken – und das klappte mit Toto einfach ganz hervorragend.

Die helle Türglocke unterbrach die Bäckerin beim Addieren von Scheinen und Münzen und riss sie aus ihren Gedanken. Kurz vor Feierabend, das konnte ja nur Gisela Michels sein. Die verrückte Künstlerin hatte bestimmt wieder den ganzen Tag in ihrem Atelier herumgefuhwerkelt und erst am Abend bemerkt, dass sie kaum etwas gegessen hatte. Elena mochte sie, viele andere im Dorf fürchteten sich vor der Frau, die sich als Symbiose aus ihrem künstlerischen Treiben und ihrer niederrheinischen Herkunft Gisèle von Goch nannte.

Gisèle von Goch lief meist mit rot verschmierter Schürze durch Fataga, denn ihre Bilder entstanden aus blutigen Tierorganen, die die Veganerin zornig in zackigen Linien über eine Leinwand rieb. Natürlich fand sich für diese Art der Kunst kaum ein Käufer, das war für Gisèle dank der üppigen Unter-

haltszahlungen ihres vermögenden Ex-Mannes aber auch zweitrangig.

Entsetzt blickte sie auf ihre Handinnenflächen, nachdem sie am Griff von Elenas Ladentür eine massive Blutspur hinterlassen hatte. »Ach Gott, jetzt habe ich mir die Hände nicht gewaschen und komme so in dein Geschäft, entschuldige, Schätzchen, gib mir einen Lappen, und ich mache das wieder weg.«

Grinsend warf Elena ihr einen feuchten Schwamm über die Theke.

»Weißt du, ich habe heute eine frische Rinderniere bekommen, da ist die Inspiration nur so aus mir herausgeflossen«, plapperte die Deutsche mit den feuerroten Haaren in fließendem Spanisch, während sie gewissenhaft den Türgriff reinigte. »Ich werde das Bild ›Tanz mit dem Teufel‹ nennen. Du solltest es mal sehen, da steckt ganz viel Persönlichkeit von mir drin.«

Ohne zu fragen, umrundete Gisèle die Theke und wusch den Schwamm in Elenas Becken aus. Dabei hörte sie nicht auf zu reden.

»Ich habe heute eine Energie, meine Liebe, ich weiß nicht, woher das kommt. Wahrscheinlich die *calima*. Jaja, ihr *canarios* könnt diesen heißen Wind nicht leiden, ich weiß, aber ich blühe bei trockener Hitze erst richtig auf. Hast du noch Vollkornbrötchen? Ich könnte ja auch drüben in der Bar ein paar Tapas essen, aber ich will wieder nach Hause, bevor mir die Niere austrocknet.«

Nachdem der Lappen sauber war, rupfte Gisèle ein paar Einmalhandtücher aus dem Spender und setzte ihren Monolog fort.

»Mach mal drei Brötchen, Elena, dann habe ich morgen früh noch eins über. – Weißt du, worüber ich nachdenke?«, fragte sie, ohne ernsthaft eine Antwort zu erwarten. »Ob ich nicht vielleicht neue Wege gehen sollte. Tierblut schön und gut, die Message ist klar. Aber vielleicht muss ich mich noch radikaler ausdrücken in meinen Bildern. *Menschenblut*«, raunte

Gisèle mit geheimnisvoller Miene, während sie Elena die Brötchentüte abnahm und ihr ein Zwei-Euro-Stück in die Hand drückte. »Damit hätte ich völlig neue Möglichkeiten, meine innerliche Zerrissenheit zu zeigen, verstehst du?«

Elena fand eher, dass die Künstlerin auf eine liebenswerte Art eine Schraube locker hatte, als dass sie innerlich zerrissen war, aber im Augenblick interessierte sie etwas völlig anderes. »Wo willst du denn echtes Blut von Menschen herbekommen?«, fragte sie.

»Was weiß ich? Konserven? Irgendeine Möglichkeit wird es schon geben. Oder«, in diesem Moment kam Gisèle Elena ganz nah, »wir bringen jemanden um die Ecke. Am besten Gonzalo. Dann hast du das Brotmonopol in Fataga. Das wäre doch was!« Sagte es, klemmte sich die Papiertüte unter den Arm, warf entschlossen ihren Seidenschal um den Hals und verließ unter diabolischem Lachen den Laden.

Elena schaute ihr kopfschüttelnd nach. Bislang hatte sie Gisèle nur für verschroben gehalten. Sie würde doch hoffentlich nicht gefährlich werden? Kein Wunder jedenfalls, dass viele im Dorf Gisèle *la bruja*, die Hexe, nannten.

Kommissar Daniel Rohde legte den Hörer auf. Seine Kollegin Brigitte Schilling schielte mit fragender Miene um ihren Bildschirm herum. Das, was sie vom Gespräch mitbekommen hatte, klang nach Arbeit.

»Burns war dran. Wir sollen ins Besprechungszimmer kommen. Klang geheimnisvoll«, sagte Daniel mit einem Grinsen und sperrte mit der bekannten Drei-Tasten-Kombination seinen Computer. Seit ein Kollege des Kommissars heimlich auf dessen Facebook-Seite »Ich finde, ich sehe heute ganz schön gut aus« gepostet hatte, war Daniel mit unbewachten Computern ein wenig vorsichtiger geworden.

»Hat Burns gesagt, worum es geht?«, wollte Brigitte wissen.